

# Auf dem Weg ins Jahr 2020

Erinnerungen an Elisabeth Noelle-Neumann

von Wilhelm Haumann

"Warten auf das Jahr 2020" hat die Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann einen ihrer Aufsätze überschrieben. Nun war sie 1916 zur Welt gekommen und rechnete nicht wirklich damit, das Jahr 2020 noch selbst zu erleben. Für 104 Jahre reichte nicht einmal ihre Zuversicht. Dennoch erklärte sie zuweilen schalkhaft, dass sie persönlich ja auf das Jahr 2020 warte. Dabei blickte sie den Gesprächspartner mit seitlich geneigtem Kopf, ironischem Blick und langgezogenem "jaa?" an, neugierig darauf, was der aus dieser Vorlage machen würde: Würde er betreten das Thema zu wechseln suchen, würde er um eine weitere Unterredung im Jahr 2020 bitten, sofern er dann noch dazu in der Lage wäre, oder würde er fragen, was es denn mit dem Jahr 2020 auf sich habe?

Noelle-Neumann selbst hätte immer gleich nachgefragt. Dieser Mut zur Frage zeichnete sie aus. Auch in hochkarätigen Versammlungen scheute sie sich nicht, dem Referenten schlichte Verständnisfragen zu stellen. Das trug ihr meist die Dankbarkeit der übrigen Zuhörer ein, zuweilen aber auch abschätzige Blicke. Beides kümmerte sie nicht.

Wer sie nun nach dem Jahr 2020 fragte, hörte von ihrer Hoffnung, dass sich die Umfrageforschung bis dahin durchgesetzt haben würde. Streitfragen darüber, was die Menschen eigentlich wollten, was sie als richtig und was als falsch betrachteten, sollten dann durch Umfragen entschieden werden. Selbstverständlich nicht durch bloße "Wasserstandsmessungen" – ein Prozent mehr für die Partei A, ein Prozent weniger für die Partei B – und schon gar nicht durch Medienecho-Umfragen, die lediglich die Aufwallungen im Kielwasser der aktuellen Ereignisse ermitteln, um diese als Gegenstand weiterer Berichterstattung dann noch zu verstärken. Vielmehr sollte die Umfrageforschung Meinungen und Personen zugleich in den Blick nehmen und sensibel den Druck des "Meinungsklimas" registrieren, unter dem wir leben.

Im Februar 1995 hörte ich zum ersten Mal von dieser Hoffnung. Ich hatte mich auf eine Stelle im Allensbacher Institut beworben und sollte nach einem Betriebsrundgang der Gründerin selbst vorgestellt werden. Dazu fuhr mich der Chef vom Dienst in Noelle-Neumanns schlichtes Wohnhaus am Ufer des Bodensees und bat, einen Moment in der Bibliothek Platz zu nehmen, "die Professorin" werde gleich kommen. Mit seinem Kachelofen und den umlaufenden deckenhohen Regalen erinnerte der Raum an eine Gelehrtenstube des 19. Jahrhunderts. Ohne nachzudenken setzte ich mich in den niedrigen Sessel am Fenster und warf, als sie den Raum betrat, zusammen mit dem Sessel auch noch den Deckenstrahler um. Nein, es mache nichts, dass ich mich auf ihren Platz gesetzt habe, sie könne gut einmal auch auf dem Sofa sitzen. Nun gut, wenn ich darauf bestehe.

Das Gespräch verlief zunächst in konventionellen Bahnen, bis sie nach meinem verstorbenen Vater fragte. "Und vermissen Sie Ihren Vater?" Sollte ich mir die viel zu persönliche Frage verbitten, sie oberflächlich-nichtssagend beantworten? "Ja, ich vermisse ihn sehr." – "Wissen Sie, auch ich vermisse meinen Vater..." Dahinter steckte nun nicht etwa die Kindheitssehnsucht des Alters, sondern einer ihrer Indikatoren: In ihren Datensätzen hatte sie nämlich einen Zusammenhang von Leistungsorientierung und Vaterbindung beobachtet. Davon hörte ich allerdings erst später. An jenem Abend stand die Bedeutung der Umfragen als Stimme der Bevölkerung und als Instrument der Aufklärung im Mittelpunkt. Auf meine Vorstellungen ging sie ausführlich, ohne Spur von Herablassung ein. Nur vom zukünftigen Fortschritt der Umfragen durch die Entwicklung der Computer wollte sie nichts hören. Neue Techniken bedeuteten noch keine neuen Gedanken. Eher vergrößerten sie die Gefahr, die Befragten als Menschen aus dem Blick zu verlieren und sie nur noch

als Datenlieferanten wahrzunehmen. Für meinen Beruf als Meinungsforscher machte sie mir zwei Versprechen: "Sie werden jeden alles fragen können" und "Sie werden sich nie langweilen".

Sich nicht zu langweilen – war das vielleicht der Schlüssel für Noelle-Neumanns nie erlahmenden Arbeitseifer? Oder war dieser zuweilen geäußerte Wunsch eher vorgeschobene Attitüde, um sich die eigenen Energieleistungen, die keinen Anlass und keine Begründung benötigten, selbst zu erklären? Würde die in Jugend und Nachkriegszeit mehrfach schwer Erkrankte nicht eher vom Gefühl getrieben, nicht genügend Zeit für alles das zu haben, was sie noch tun wollte?

Als ich sie kennenlernte, beendete die 78-Jährige gerade eine letzte Reihe von Universitätsvorlesungen zur öffentlichen Meinung. Sie hatte zwei Institute gegründet, das privatwirtschaftliche Institut für Demoskopie in Allensbach und das Institut für Publizistik an der Universität Mainz, und beide jahrzehntelang geleitet. Zugleich hatte sie Politiker und Unternehmer beraten, Bücher und Artikel veröffentlicht, eine wissenschaftliche Zeitschrift herausgegeben, den Weltverband der Meinungsforscher neu belebt und sich vielfältig engagiert. Schließlich hatte sie mit ihren Überlegungen zur Schweigespirale eine der wenigen wirklich aussagekräftigen Theorien für Entwicklungen der öffentlichen Meinung entworfen.

Inzwischen war sie als emeritierte Professorin ihrer Mainzer Pflichten ledig und in Allensbach stand ihr längst ihre Nachfolgerin Renate Köcher zur Seite, die den unangenehmeren Teil der Leitungspflichten schulterte. Noelle-Neumann hätte jetzt eigentlich kürzer treten können. Aber das war nicht ihre Sache. Weiterhin beschäftigte sie in Allensbach zwei Sekretärinnen und zwei Assistenten, denen die Tage meist nicht lang genug waren, um der Flut der Nachfragen und Anregungen standzuhalten, die weiterhin von ihr ausging. Selbst wenn sie viele Aufgaben abgegeben hatte, blieb sie doch eine gesuchte Ratgeberin, Vortragende und Verfasserin von zahlreichen journalistischen und wissenschaftlichen Artikeln. Weiterhin hielt sie den Kontakt zu wichtigen Auftraggebern, ersann Fragebogenexperimente und bearbeitete eigene Umfrageprojekte vom Entwurf des Fragebogens bis hin zum Abfassen des Berichts. Zudem ging sie jetzt daran, ihre zum Teil schon jahrzehntealten Bücher zu überarbeiten. Im Archiv des Instituts finden sich für die Jahre von 1995 bis zu Ihrem Tod 2010 über 400 größere und kleinere Veröffentlichungen von Noelle-Neumann, darunter drei Bücher. Geplant waren zumindest noch drei weitere. Das Material dafür lagerte sie im Nebenzimmer der heimischen Bibliothek in einer Vielzahl von Arbeitstaschen, die dort den Großteil des Bodens bedeckten.

Auf ihre Arbeit war sie stolz, so wie Eltern auf ihre Kinder stolz sind. Sie rühmte sich, von früh bis spät etwas zu tun, zu schreiben, zu lesen oder nachzudenken. Urlaub im eigentlichen Sinne kannte sie nicht. Mit der Arbeit, erklärte sie, sei es wie mit einem Hochzeitsessen. Wenn nach Vorspeise und üppigem Hauptgang alle den Eindruck hätten, nichts mehr essen zu können, komme der Nachtisch und plötzlich stelle der Appetit sich wieder ein. So müsse man es auch mit der Arbeit halten: Wenn man sich an den schweren Aufgaben abgemüht habe und nichts mehr bewegen könne, müsse man sich eine erfreuliche und überschaubare Aufgabe vornehmen.

Ansonsten hatte sie mit dem Essen nicht allzu viel im Sinn. Sich selbst überlassen wäre sie wahrscheinlich verhungert. Nicht selten bestritt sie lange Arbeitstage lediglich mit einigen nebenbei verzehrten Shortbreads, wobei sie davon ausging, dass es ihre Mitarbeiter am liebsten ebenso halten würden. Vornehmlich als Anlass für anregende Gespräche und den Gedankenaustausch mit Besuchern schätzte sie das Essen, sowie als Möglichkeit, den geliebten Ehemann Heinz Maier-Leibniz, der es als Koch fast ebenso weit brachte wie als Physiker und Wissenschaftsmanager, auch für seine großartigen Gerichte bewundern und loben zu können. Ihm zu Ehren entdeckte sie sogar ihren Geschmackssinn wieder, den sie gegen Ende des Krieges verloren hatte.

Selbstverständlich steckten auch hinter der Fixierung auf die Arbeit Überlegungen und Beobachtungen: Elisabeth Noelle-Neumann war fest vom Glück in der Arbeit und durch die Arbeit überzeugt. Voraussetzung des Arbeitsglücks war nach ihren Vorstellungen entweder Freiheit bei der Wahl der Tätigkeit oder doch zumindest die freie Entscheidung über die Herangehensweise. Zur Not müsse man auch eine ungeliebte Arbeit durch freie Entscheidung zur eigenen Sache machen. Derartige Willensakrobatik war ihr nicht fremd. So konnte sie an staubtrockenen Untersuchungsgegenständen interessante Seiten entdecken und sich selbst überzeugen, auch mit schwierigen Auftraggebern gut und gern zusammenzuarbeiten.

Aus dieser Dominanz der Arbeit ergab sich nicht zuletzt ihre Sensibilität für den Wertewandel, den sie gegen Anfang der 70er Jahre als eine der Ersten in Europa beobachtet und mit der Ermittlung veränderter Erziehungsziele empirisch nachgewiesen hatte. Sie betrachtete diese Entwicklung lange mit Sorge. Vor allem die geringere Achtung von jetzt zu "Sekundärtugenden" erklärten Werten wie Fleiß und Disziplin schien ihr dazu angetan, den Weg zur Entfaltung der eigenen Kräfte mittels der Arbeit zu verbauen.

Nach einigen Monaten in der Fragebogen-Abteilung, wo ich die Grundbegriffe des demoskopischen Fragens gelernt hatte, konnte ich diese Haltungen aus der Nähe beobachten, denn Noelle-Neumann machte mich zu ihrem Assistenten. Ich war nun dafür zuständig, Umfrageergebnisse vorab zu sichten, Veröffentlichungen durchzusehen, Vorschläge für die Beantwortung von Anfragen zu machen und bei einigen Projekten auch die Untersuchungsberichte zu übernehmen. Im Wesentlichen ging es darum, sie mit ergänzenden Analysen zu versorgen und dafür frische wie alte Fragen auszuzählen. Fortan war ich Noelle-Neumanns "Datenhund".

Ihr erster Assistent war Thomas Petersen. Deutlich jünger als ich, war er schon damals sowohl Wissenschaftler als auch Journalist. So selbstverständlich erfasste er Noelle-Neumanns Denken, dass die beiden oft nur Halbsätze brauchten, um sich zu verständigen. Mehr und mehr unterstützte er sie beim Abfassen ihrer Texte. Er war dann auch Mitautor vieler ihrer späten Veröffentlichungen. Dabei konnte der äußere Unterschied kaum größer sein, hier die elegante alte Dame, dort der große junge Mann in Jeans und Baumfällerhemd, dem sie so viele Aufgaben anvertraute.

Meine Arbeitstage begannen mit dem Blick ins Postfach, in dem sich regelmäßig drei bis vier Arbeitsanweisungen und Anfragen der Chefin fanden. Oft standen diese Anweisungen auf jenen DIN-A-5-Vortragszetteln, die Noelle-Neumann an vielen Stellen deponiert hatte, um Gedanken sofort aufschreiben zu können. Das Papier wirkte gelblich und holzfaserdurchzogen, war jedoch ein besonders glattes Spezialpapier, das ihrem Tintenstift kaum materiellen Widerstand entgegensetzte. Um die Notizen zu entziffern, wurde nicht selten der Rat einer der Sekretärinnen oder anderer Schriftkundiger benötigt. Zeit gespart hatte einzig die Verfasserin. Leichter ließen sich die Arbeitsanweisungen lesen, die sie beim Aufarbeiten der täglichen Post diktierte und die dann von den Kolleginnen noch am späten Abend oder am Wochenende getippt wurden.

Obwohl ich fortan streng priorisierte und manchen Abend bei der Arbeit saß, blieb nichts anderes übrig, als die weniger drängenden Anweisungen auf einen stetig wachsenden Stapel zu legen. Wenn dann unfehlbar irgendwann die Nachfrage nach einer ausbleibenden Recherche kam, erklärte Noelle-Neumann gern, dass sie vom "first things first"-Prinzip wenig halte: Gerade die unwichtigen Dinge müsse man bald tun, weil sie sonst ewig liegen blieben.

Aus den Zeiten, in denen sie in Mainz Vorlesungen und Seminare abhalten und zugleich die Allensbacher Projekte vorantreiben musste, war sie es gewohnt, ihre Artikel und Berichte an den Wochenenden zu verfassen. Dabei schrieb sie mit der Hand und diktierte die fertigen Textteile per Telefon einer Sekretärin, die auch im Ruhestand noch für sie tätig war. Als Zahlenlieferant saß ich

dann nicht selten sonntags im Büro, entwarf Schaubilder und häufte Hintergrundanalyse auf Hintergrundanalyse. Die Ergebnisse brachte ich alle paar Stunden in das Wohnhaus am See. Allerdings fanden sich später nur wenige meiner Zahlen in Noelle-Neumanns Texten. Vor allem war es ihr wohl darum zu tun, bei Bedarf stets die Möglichkeit zu ergänzenden Auszählungen der Umfragen zu haben. Selbstverständlich gab es für solche Wochenendarbeit keinen Ausgleich und auch Urlaubstage waren nicht eben gern gesehen. Den runden Geburtstag meiner Mutter empfahl sie mir an einem für das Institut günstigeren Termin zu feiern.

Dafür gehörten die engeren Mitarbeiter fast zur Familie. Noelle-Neumann liebte es, uns zum Geburtstag oder zu Weihnachten zu beschenken und freute sich, wenn auch wir ihr ein Geburtstagsgeschenk machten. Ausführlich lobte sie unsere Blumensträuße oder CDs, obwohl ihre Geschenke doch weit origineller waren. So erhielt ich etwa – Jahre bevor ich an eine Familiengründung dachte – in zwei Jahren zu Weihnachten jeweils ein Stofftier, einen Tiger und einen Löwen, die später unseren beiden Jungen als Bett-Tiere dienten.

Allerdings konnte die Freundlichkeit auch in Ablehnung umschlagen, wenn man ihren Erwartungen nicht gerecht wurde. Dann war eine längere Zeit des Grollens möglich. Ein deutliches Signal solchen Missfallens war das vollständige Ausbleiben von Arbeitsanweisungen. Nur in solchen Phasen, die häufiger durchgestanden werden mussten, kam ich dazu, meinen Stapel mit aufgelaufenen Arbeitsaufträgen etwas abzarbeiten, was den Mechanismus der täglichen Nachfragen und Aufträge meist schnell wieder in Gang setzte.

Solche Schroffheit, das Beharren auf dem eigenen Willen, hing wohl mit Noelle-Neumanns Vorstellung zusammen, dass man sich von der öffentlichen Meinung und wo nötig auch von Konventionen frei machen müsse, um wirklich etwas zu erreichen. Diese Haltung war ihr zur Natur geworden, vielleicht aber auch schon ihrem Naturell entsprungen. Sie sagte ohne Scheu, was sie dachte, und wirkte damit überall etwas fremd. Vom Drang, mit ihren vielen Freunden auch in möglichst vielen Vorstellungen und Haltungen übereinzustimmen, war sie frei.

Unvermeidlich hatte sie sich Feinde gemacht. In den letzten Jahren ihres Lebens wurde ihr vor allem ihre Tätigkeit als Journalistin im Dritten Reich vorgeworfen. Dabei ging es ihren Gegnern aber sichtlich weniger um historische Gerechtigkeit als darum, Noelle-Neumann zu diskreditieren. Dazu unterstellten einige besonders infame Anfeindungen ihrer späteren wissenschaftlichen Arbeit nationalsozialistische Motive und Reflexe. Insbesondere ihre Theorie der Schweigespirale wurde dabei nicht als Aufklärung über das Verdrängen von Meinungen aus der öffentlichen Auseinandersetzung gedeutet, sondern im Gegenteil als Rezept dafür.

Nichts konnte weiter entfernt von der Wahrheit sein. Allein schon die Veröffentlichung der Theorie – das Buch wurde in elf Sprachen übersetzt – zeigte, dass es Noelle-Neumann nicht etwa um die Ausnutzung, sondern um die Bekanntmachung derartiger Mechanismen und um deren Durchbrechung ging. Ihr Drang aufzuklären war beträchtlich und verblüffte mich bereits beim Vorstellungsgespräch. Dieser Drang hing eng mit einem ungebrochenen Vertrauen in die Wissenschaft zusammen. Weitaus unbefangener als viele andere Meinungsforscher legte sie deshalb ihre Fragestellungen und Erhebungsmethoden offen. Wiederholbar sollten ihre Umfragen sein, überprüfbar die Ergebnisse. Nicht von ungefähr knüpfte ihre Hoffnung auf das Jahr 2020 an den Optimismus der Aufklärung an, auch schwierige Fragen des Zusammenlebens dereinst "an den Rechentischen" lösen zu können.

Gebrochen hatte sie allerdings mit dem Vertrauen der Aufklärung in den selbstverständlichen Vorrang von Verstand und Vernunft gegenüber irrationalen Impulsen, etwa durch Isolationsfurcht oder durch unbegründete Hoffnung. Die Annahme einer im Wesentlichen rationalen Wahl erschien

ihr unsinnig. Aus ihren Umfragen wusste sie um den Einfluss der öffentlichen Meinung auf das Denken wie die Entscheidungen des Einzelnen. Die Vernunft, an die sie sich wandte, war deshalb nicht der voranschreitende Genius mit der Fackel, sondern eher ein Mitbewohner im "Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte", den sie ermuntern wollte, sich mehr zum Herrn im Hause zu machen.

Noelle-Neumann fühlte sich als Entdeckerin. Über Jahrzehnte hinweg hatte sie sich die Fähigkeit bewahrt, über Umfrageergebnisse zu staunen. Voller Geringschätzung für jene, die nie über die Bestätigung der eigenen Vorannahmen hinausgelangen, ging es ihr um das Neue, um das Entdeckungspotenzial ihrer Methode. Wenn sie darüber sprach, leuchteten ihre Augen. Ironische Bemerkungen, sonst durchaus geschätzt, waren dann nicht erwünscht.

Über den Ursprung ihrer Wissenschaftsbegeisterung könnte man sich den Kopf zerbrechen. Gründete sie vielleicht schon im Wunsch des Kindes, Eltern und Großeltern, die in der Wirtschaft wie in der Kunst manches erreicht hatten, auf einem anderen Feld zu übertreffen? Ging sie auf die Erfahrungen der jungen Frau mit der Herrschaft der Lüge zurück? Oder ergab sie sich durch den relativ späten Quereinstieg in die Wissenschaft, ohne allzu viele Erfahrungen mit dem auch dort unvermeidlichen Walten des Allzumenschlichen? Was auch immer es war: Mit dieser ganz unverstellten Begeisterung steckte sie mich an, ebenso wie viele andere, denen sie begegnete. Im März 2010 ist sie in Allensbach gestorben, nur ein Jahrzehnt vor dem Jahr 2020.